

Zeitschrift: Filmbulletin : Zeitschrift für Film und Kino
Herausgeber: Stiftung Filmbulletin
Band: 65 (2023)
Heft: 406

Artikel: Männer gründen Clubs, in denen sie eine Zumutung sein können
Autor: Camenzind, Oliver
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1044235>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

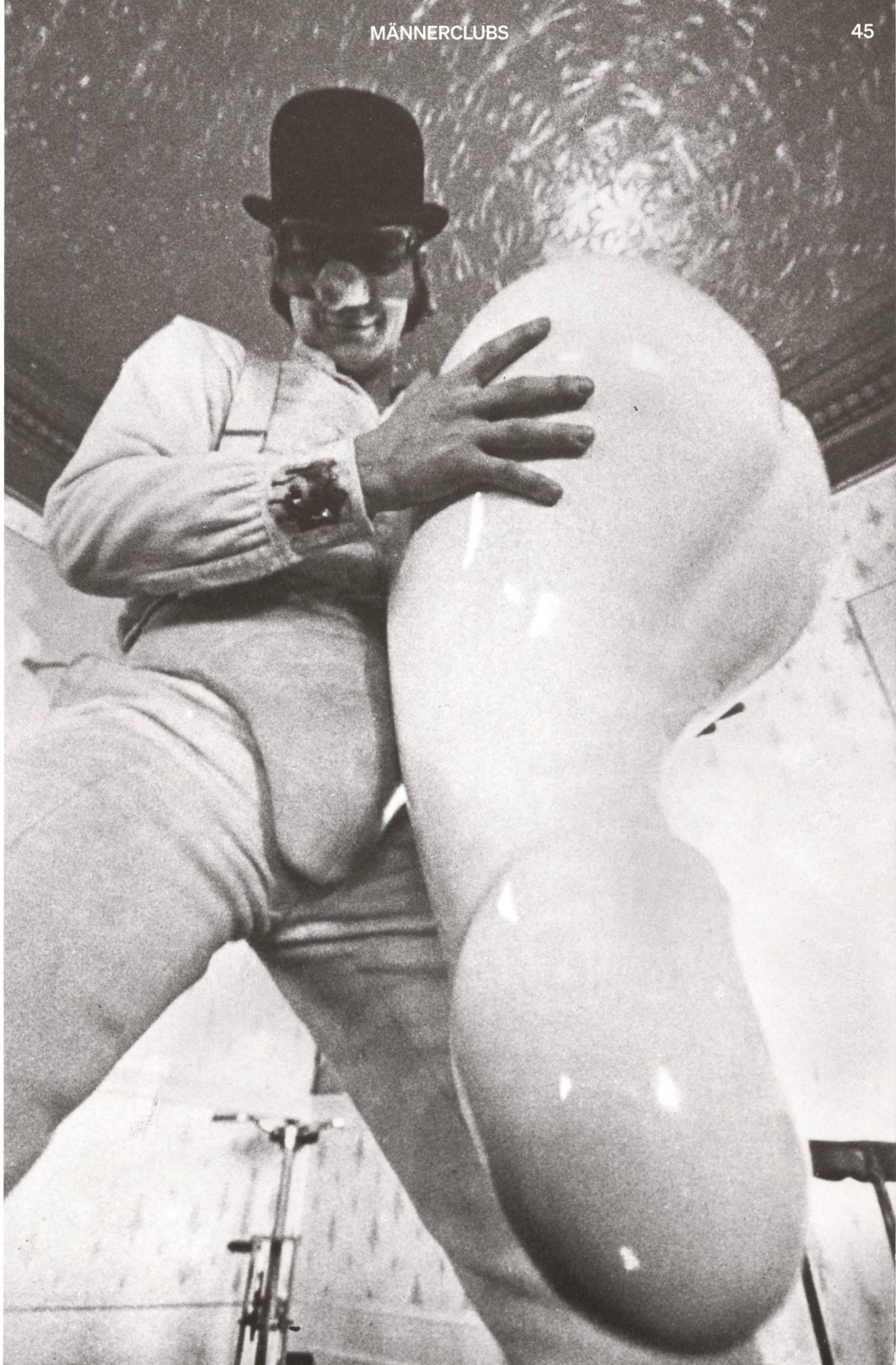
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

TEXT Oliver Camenzind

Im Club finden Aussenseiter ihren Platz.
Wenn solche Männer sich zusammentun,
wird es gefährlich. Sehr sogar.

**Männer gründen
Clubs, in denen
sie eine Zumutung
sein können**

A Clockwork Orange 1971, Stanley Kubrick



Philosphieren, prügeln, vögeln: Gemeinsam macht alles mehr Spass. Darum gibt es Bünde, Vereine und Clubs. In ihnen tun Menschen sich mit Gleichgesinnten zusammen, um allerlei Leidenschaften auszuleben. Durch geteilte Interessen und viel in der Gruppe verbrachte Zeit entsteht ein besonderer Zusammenhalt. Der geht oft über die eigentlichen Gemeinsamkeiten hinaus und kann geradezu sektiererische Züge annehmen.

Wer schon einmal zu einem Lesezirkel, einem Jassverein, einer Philateliegesellschaft oder einem Sportclub gehört hat, weiß Bescheid. Unter Mitgliedern wird auch mal ein Job vermittelt oder ein Auftrag vergeben. Liebesaffären nehmen ihren Lauf, und nebenbei wird Politik gemacht. Der Club ist mehr soziales Netzwerk als Zweckgemeinschaft. Und genau darum so interessant.

Karten spielen? Briefmarken sammeln? Für die Welt der Filme ist das natürlich viel zu langweilig. Da geht es dann schon eher um einen illegalen Boxclub (*Fight Club*, 1999), der nach und nach zum Staat im Staat wird. Oder um einen Arzt, der mal kurz beim Sex-Orden von nebenan reinschauen wollte (*Eyes Wide Shut*, 1999). Weil er aber zum Orden nicht dazugehört, wird der Doktor rausgeworfen und muss schon bald um sein Leben fürchten. Eine fiese Strafe für das bisschen Lust eines frustrierten Ehemannes.

Hollywood lebt vom Drama und zeigt uns Clubs in ihren drastischsten Formen: als Clans, Gangs und Milizen. Auffällig ist, dass es fast immer um Männer geht, die sich in Gruppen organisieren – und dass diese Banden eigentlich ausnahmslos illegal operieren. Für manche von ihnen gilt sogar: je illegaler, desto besser.

Sozusagen als Nebenprodukt skizzieren diese Filme Weltbilder, die enorm viel über unsere Gesellschaft verraten. Und die häufig interessanter sind als die Filme selbst. Sie geben Auskunft über politische Stimmungslagen. Und über verdeckte Vorstellungen von Männlichkeit.

Wer Capo werden will, muss brutal sein

Vorbild für allerlei Clubs ist seit 1971 Stanley Kubricks *A Clockwork Orange*. Der Film portraitiert vier junge Männer, die ihr Leben fast vollständig der Gang widmen, zu der sie gehören. Was sie tun, wenn sie alleine sind, wissen wir nicht; es ist gerade so, als ob sie außerhalb der Gang gar nicht existieren würden.

Zusammen aber sind sie mächtig. Sie nennen sie sich in ihrem Nadsat-Slang «Droogs», bestehlen reiche Bürger, vergewaltigen und prügeln sich mit anderen Gangs. Daneben hat die Gang keinen richtigen Zweck. Sie ist eben ein soziales Gebilde, keine Firma mit definierten Zielen. Der Witz an der Gang besteht darin, dass man zu ihr dazugehört und nicht zum Rest der

Gesellschaft. Aber wie gehört man zur Gang? Indem man seine Treue zur Gruppe und zu ihrem Anführer ein ums andere Mal unter Beweis stellt und um Anerkennung wirbt. Belohnt wird, wer seine Ablehnung des Establishments und der gesellschaftlichen Normen noch vehementer zum Ausdruck bringt als die Anderen. Das bedeutet in der Regel besonders gewalttäiges Vorgehen.

Das trifft auf die Droogs aus *A Clockwork Orange* zu, aber auch auf Tony Montana aus *Scarface*, der in der Unterwelt rasch aufsteigt, weil er seinen Feinden mit unerbittlicher Härte begegnet. Die rücksichtslose Art und Weise, wie Tony Montana vorgeht, erschreckt sogar abgebrühte Kriminelle.

Die Gang ist damit schierer Selbstzweck. Ihr Fortkommen steht an erster Stelle, ihre Regeln sind heilig. Zweifel an deren Sinnhaftigkeit und Kritik an der Gruppen-Führung werden nicht geduldet. Denn die Gang ist zwar ein soziales Gefüge, aber keineswegs ein demokratisches.

Als Capo der Schläger und Vergewaltiger agiert in *A Clockwork Orange* zunächst Alex. Er ist der Brutalste und verweist die drei Anderen auf ihren Platz. Wenn sie frech werden, züchtigt er sie mit Schlägen. Das ist gemein, hält die Gruppe aber zusammen. Sobald sich die Anderen nämlich gegen ihn aufzulehnen beginnen, fallen die Droogs auseinander. Georgie und Dim bleiben befreundet, als Alex im Gefängnis landet. Sie lassen sich bei der Polizei anstellen, wo sie weiterhin ihr Unwesen treiben.

Kleine Nebenprovokation des Films: Die Staatsgewalt tritt als eine viel, viel größere und mächtigere Gang in Erscheinung als die Droogs. Aber sie ist ebenso kriminell und geht genauso willkürlich gegen ihre Opfer vor. Im Jargon der modernen Subkulturen, auf die wir gleich zu sprechen kommen werden, gibt es für diese verdeckte Botschaft von Kubricks Film eine pointierte Formel: «All Cops Are Bastards».

Wie man zur Gruppe dazukommt, darüber schweigt sich der Film indes aus. Weder die Droogs noch die Polizei wurden gegründet. Alex, Georgie, Pete und Dim scheinen sich schon immer zu kennen, sind füreinander beinahe wie Brüder. Darin ähnelt *A Clockwork Orange* Mafiafilmen wie Francis Ford Coppolas *The Godfather* (1972) oder Martin Scorseses *Casino* (1995). Zur Mafia gehört, wer zur Familie gehört, und zwar vom Moment seiner Geburt an. Auch die Mafia wird nicht gegründet, sie ist eine geradezu mythische Organisation, die schon immer bestanden hat.

Männer lieben sich, Männer hassen sich

Alle Clubs, egal, ob mafios oder nicht, leben von ihrer Mythologie und von ihrer glorreichen Vergangenheit.

A Clockwork Orange 1971, Stanley Kubrick



**Wer in der Gruppe
der Hooligans
respektiert werden
will, braucht
offenbar nur eines
zu sein: ein richtiger
Mann.**

Green Street Hooligans 2005, Lexi Alexander



Im Zentrum von Green Street Hooligans (2005) zum Beispiel steht eine Gruppe Fussballfans, die sich Green Street Elite (GSE) nennt. Die GSE gehörte zu Zeiten ihres Anführers Major zu den «besten» – will sagen: gewalttätigsten – Hooligantruppen ganz Englands. Doch unter vorerst ungeklärten Umständen ist der Major abgetreten und das Ansehen der GSE verblasst.

Anders als in A Clockwork Orange und The Godfather werden die Zuschauer:innen in Green Street Hooligans ganz genau aufgeklärt über die Organisation und über die Regeln der Clique. Zusammen mit dem Amerikaner Matt, der in London seine Schwester besucht, dann aber in die Fussballszene abtaucht, wird das Filmpublikum langsam in den inneren Kreis der GSE aufgenommen. Dort zeigt sich das ziemlich krude Weltbild der Hooligans.

Wer in ihrer Gruppe respektiert werden will, braucht offenbar nur eines zu sein: ein richtiger Mann. Er muss die Hierarchie akzeptieren, seine Treue beweisen, ordentlich Prügel austeilern und einstecken können. Und er muss, nicht zuletzt, enorme Mengen Alkohol vertragen, ohne die Kontrolle zu verlieren. Weil Matt diese Kriterien erfüllt, akzeptiert ihn am Ende sogar der misstrauische Bovver.



Dead Poets Society 1989, Peter Weir



Obwohl Matt Amerikaner ist und von Fussball überhaupt nichts versteht, ist er bald enger Vertrauter von Pete, dem *Top Boy* der GSE. Aber um Fussball geht es den Hooligans ja ohnehin nicht. In einem Fussballstadion sind sie während des ganzen Films nur ein einziges Mal.

Das sagt uns: Zum Hooligan taugt jeder, denn die Werte der Gang sind universell. Es braucht keine spezifischen Qualifikationen. Männlichkeit, Treue und Freundschaft, das trägt ja jeder «anständige Mann» in sich – und wer ist denn schon kein «anständiger» Mann? Die Gang erscheint als offener Raum, der allen zugänglich ist und wo sie dann endlich so sein dürfen, wie sie angeblich wirklich sind: ein bisschen wild, aber aufrichtig, ehrlich und treu.

Bruder und Vater – Männer sorgen sich um Männer

Dabei ist das Gegenteil der Fall. Zur GSE-Gang kann nur gehören, wer genau definierte Eigenschaften mitbringt. Sonst würde um Matts Zugehörigkeit kein solches Aufheben gemacht. Er könnte dahergelaufen kommen und aufgenommen werden. Aber so ist es nicht. Mehrere Male wird in Frage gestellt, ob er vertrauenswürdig ist, ob seine Aufopferung für die GSE weit genug geht.

Indem der Film das unterschlägt, zeichnet *Green Street Hooligans* ein seltsam verzerrtes, falsches Bild von den prügelnden und saufenden *Outlaws*, die die Fussballfans sind. Vielleicht ist es das, was den Film so provokativ macht und bei seinem Erscheinen für so viele Diskussionen gesorgt hat. Der Film macht uns Zuschauer:innen zu Gang-Mitgliedern. Wir sehen zu und lassen uns mitreissen von der Gewalt und vom Machismo, der uns da vorgeführt wird. Und finden das am Ende auch noch gut. Diese unkritische Haltung des Films wurde bei seinem Erscheinen problematisiert.

Das Männerbild in *Green Street Hooligans* ist äusserst fragwürdig. Pete ist das Oberhaupt einer familiären, intimen Liebesgemeinschaft. Sein toxisches Gebaren verkauft uns der Film mit einem romantischen Touch. Statt als irrer Schläger kommt er nämlich als fürsorglicher Freund daher. Alle tun, was er sagt, und vertrauen ihm blind – als wäre er ihr Vater oder Lehrer. Im Gegenzug kümmert sich Pete um seine Leute, bespricht ihre Sorgen und Probleme mit ihnen. Gibt es Streit unter GSE-Mitgliedern, vermittelt er und entscheidet wie ein Richter oder Pfarrer, was zu tun ist.

Pete entspricht damit der Vorstellung eines Ehrenmannes, die aus Mafiafilmen bekannt ist. Der so imaginäre Mann ist für seine Untergebenen Vater, Bruder, Beschützer, Lehrer und Respektsperson in einem. Er ist, plakativ gesprochen, ihr Allmächtiger.

Der Unterschied zwischen Pete und Vito Corleone aus *The Godfather* ist allein der, dass Pete sich nie von

seinen Brüdern zurückzieht. Er hat weder Frau noch Familie, lebt ganz für seine Jungstruppe. Eine Weile lang teilt er mit Matt sogar seine Wohnung, weil der keine Bleibe hat. Dass seine private Fürsorge und Hingabe zu anderen Männern in argem Widerspruch zu seiner öffentlich zur Schau getragenen Macho-Männlichkeit stehen, ist im Film zu keinem Zeitpunkt ein Thema. Obwohl die Assoziationen sich regelrecht aufdrängen.

Literatur als Schlüssel zu sich selbst – und zur Gegenkultur

Offensichtlicher ist die homoerotische Komponente in Peter Weirs *Dead Poets Society* (1989): Dort sind die jungen Männer begeistert, als sie in den mächtigen Wörtern Walt Whitmans und Henry David Thoreaus ihre eigene Gefühlswelt erkennen. Berauscht von dem, was da in ihnen aufbricht, tun sie sich zusammen und gründen die Dead Poets Society – einen Lesezirkel für Lyrik.

Sie treffen sich in einer Waldhöhle, um Gedichte zu Lesen und sich zu betrinken. Da geht es animalisch zu, wenn von grossen Gefühlen und hehren Idealen die Rede ist. Die jungen Männer erleben miteinander ein richtiggehendes Frühlingserwachen.

Sie träumen und reden zwar vordergründig von Frauen, aber wenn sie Fussball spielen, miteinander tanzen oder mit gelockerter Krawatte und verstrubbelter Frisur aus ihren Büchern lesen, dann sieht es etwas anders aus.



Dead Poets Society 1989, Peter Weir

Lesen, lesen und noch einmal lesen. Das nimmt schon bald bedrohlichere Ausmasse an, als man zunächst annehmen würde: Der Lesekreis wird an der konservativen Bubenschule zum allgemeinen Ärgernis und muss daher wie ein Geheimbund agieren.

Was die Teenager zusammenhält, ist damit weit mehr als die Begeisterung für kanonische amerikanische Literatur. Auch ihre Gemeinschaft lebt davon, dass sie gängigen Erwartungen eine Abfuhr erteilt und abseits des Mainstreams existiert. Die Verschwörung der jungen Schüler gegen ihre Eltern und Lehrer schweiss sie erst recht zusammen. Sie wissen, dass sie anders sind, das ist ihre Gemeinsamkeit.

Hier wird gezeigt: Der Club ist stets ein Randphänomen und lebt in ständiger Abgrenzung zum Rest der Welt. Für die Mitglieder gibt es ein gutes Leben im Club und eines zumindest mühseligen außerhalb. In Einklang zu bringen sind diese beiden Lebensentwürfe allerdings nicht.

Das ist in *Dead Poets Society* gut zu beobachten. Genauso wie der Umstand, dass als Abgrenzungsmerkmal eines Clubs beinahe alles in Frage kommt; sogar Literatur des 19. Jahrhunderts. Weil die jungen Männer aus «Walden» und den Gedichten Robert Frosts eine



Fight Club 1999, David Fincher

Frauen kommen in diesen Filmen allenfalls in der Rolle einer Geliebten vor. Sonst eher selten.



Fight Club 1999, David Fincher

Lebensweise ableiten, die ihre Eltern nicht für sie vorgesehen haben, leben sie in einer Art marginalisierter Gegenkultur im Internat.

Aus Sicht der Schulleitung und der Eltern ist der Club eine Bedrohung. Da tun sich ein paar Ungehorsame zusammen. Das riecht für die Spiessbürger schon nach Aufwiegelung und Revolte – wenn nicht sogar nach Kommunismus. Darum muss der Club bekämpft und aufgelöst werden. Dass man auch stolz auf seine Buben sein könnte, wenn die sich treffen, um in ihrer Freizeit Gedichte zu lesen, darauf kommen die verklemmten Erwachsenen offenbar nicht.

Wenn die Männer sich ausleben,
sind sie eine absolute Zumutung

Deutlicher auf Krawall gebürstet als jener der Schulbuben in *Dead Poets Society* ist der Lebensentwurf der Boxer in *Fight Club* (1999). Dort spielen politische Anschauungen im Subtext zwar eine Rolle, sie werden von den Figuren aber nicht verhandelt. Im *Fight Club* schreitet man lieber gleich zur Tat und macht sich an die Sabotage der modernen kapitalistischen Welt. Ob es linke, rechte, anarchistische oder libertäre Ideale sind, die die Boxer bewegen, spielt keine Rolle.

Der *Fight Club* bekommt immer stärkeren Zulauf, bald hat er Anhänger auf der ganzen Welt und sieht einer paramilitärischen Truppe damit ähnlicher als einem Boxclub. In *Fight Club* kommen damit alle Elemente des Club-Films zusammen: Auch hier geht es nur um Männer. Frauen kommen allenfalls in der Rolle einer Geliebten vor, sind sonst aber kein Thema. Die Boxer leben zusammen in besetzten Häusern und schwören sich bedingungslose Treue. Ihre schweißnaßen, nackten Oberkörper werden wieder nicht sexuell gedeutet, sondern als Symbol ihrer Männlichkeit und letztlich ihrer krankhaften Gewalt. Die Boxer sind Aussenseiter, die erst nur ihren Frust rauslassen wollten, dann aber zur revolutionären Zelle werden.

Mindestens so problematisch wie das Männerbild in *Green Street Hooligans* ist das politische Fundament in *Fight Club*. Wird uns der Machismo der Fußballfans als Ehrenhaftigkeit verkauft, zeigt *Fight Club* uns eine Horde Wildgewordener, die einen Putsch vorbereiten – ohne davor ein einziges Mal über Politik gesprochen zu haben.

Das ist fragwürdig, macht den Film in den unterschiedlichsten Kreisen aber gerade beliebt: Weil er ein paar Weisse zeigt, die sich im Leben nehmen, was ihnen scheinbar zusteht, und sich von keinem Gesetz des angeblich so verkommenen Establishments etwas vorschreiben lassen, gilt der Film im neuen rechtsradikalen Milieu als Kultstreifen.

Ein weiterer Grund seines Erfolgs könnte darin liegen, dass *Fight Club* am drastischsten umsetzt, was

alle Club-Filme versprechen. Der Club zeigt jungen Männern eine neue Welt, in der sie ausleben dürfen, was sie *eigentlich* sind. Es ist eine Welt, in der Männer nach einem halben Leben als Aussenseiter, Mobbingopfer oder Randständige plötzlich dazugehören und akzeptiert werden. In der sie wichtig sind. Das sind eskapistische Fantasien wie aus dem Lehrbuch.

Dass die Welt, in der diese Männer sich dann bewegen, nur auf Kosten der Allgemeinheit – oder sagen wir: auf Kosten der realen Welt – existieren kann, das wird unterschlagen. Die Boxer in *Fight Club* lassen Hochhäuser einstürzen, die Buben in *Dead Poets Society* bringen den Schulbetrieb halb zum Kollaps. Und die Droogs aus *A Clockwork Orange* können nur mit den brutalsten Mitteln gestoppt werden, und selbst dann nur vorübergehend: Freiheitsentzug, Gehirnwäsche, körperliche Züchtigung. Wenn die Clubs einen Raum schaffen, in dem die Männer sein dürfen, was sie eigentlich sind, dann sind sie eine absolute Zumutung. Um nur das Mindeste zu sagen.

Vom Kino in die Realität –
und von dort wieder zurück?

Die Männerclubs sind ausserordentlich gefährlich, nicht bloss im Kino. Was Vetternwirtschaft, ständige Begünstigung von Vertrauten und Verschwörung gegen ein angebliches Establishment anrichten können, war während Donald Trumps Präsidentschaft jeden Tag in der Zeitung zu lesen. Und dass ein *Boys' Club* auch schon mal eine Grossbank zu ruinieren vermag, wissen wir seit vergangenem März auch. Insofern waren die Club-Filme ihrer Zeit auf traurige Weise voraus.

Was 1999 noch als kühne Imagination von David Fincher galt, ist heute salonfähig. Die Rede von einer kleinen, Weissen, männlichen Elite, die eine neue Gesellschaftsordnung durchsetzen wird, gehört erschreckenderweise seit Jahren zum rhetorischen Repertoire rechter und ultrarechter Politiker:innen und Schwurbl:innen. Und dass es am Rande von Fussballspielen zu Gewaltorgien unter Fans kommt, wundert schon lange niemanden mehr.

Es ist gerade so, als hätte die Realität die Club-Filme von einst abgelöst. Die Filme sind nämlich weniger geworden – oder haben zumindest nicht mehr den durchschlagenden Erfolg von einst. Zu hoffen bleibt, dass das Kino damit wiederum die Realität vorwegnimmt.